

Margit Reiter, „Tischgespräche“. Intergenerationelle Kommunikation über den Nationalsozialismus, in: Eleonore Lappin/Bernhard Schneider (Hg.), Die Lebendigkeit der Geschichte“. (Dis)Kontinuitäten in Diskursen über den Nationalsozialismus, St. Ingbert 2001, 308-323.

Die Klage über das kollektive und individuelle Beschweigen der Vergangenheit ist ein fixer Topos jeder „Vergangenheitsbewältigungs“-Rhetorik. Auf der familiären Ebene kristallisiert sich diese Klage im Vorwurf an die Eltern, daß diese über den Nationalsozialismus und ihren eigenen Anteil daran geschwiegen hätten und somit für das Unwissen und das Desinteresse der Nachkommen und deren mangelnde Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus verantwortlich wären.

Meiner Ansicht nach stellt sich die innerfamiliäre Kommunikation über den Nationalsozialismus wesentlich komplexer dar und läßt sich nicht ausschließlich auf das Schweigen reduzieren. Vielmehr berührt sie einerseits sämtliche Nuancen zwischen den Polen von Schweigen und Sprechen und ist andererseits als interaktiver und intergenerationeller Prozeß zu verstehen, an dem auch die nachfolgenden Generationen maßgeblich und aktiv beteiligt waren/sind. Schließlich handelt es sich dabei um keinen isolierten und unveränderlichen Prozeß, sondern die innerfamiliäre Kommunikation ist in einen gesellschaftlichen Kontext eingebunden, d.h. durch bestimmte Irritationen „von außen“ und persönliche Entwicklungen beeinfluß- und veränderbar.

Auf der Basis dieser Prämissen sollen einige Grundzüge der familiären, aber auch gesellschaftlichen Narrative über den Nationalsozialismus in Österreich aufgezeigt und folgende Fragen aufgeworfen werden: Worüber wird geredet, was wird erzählt, andererseits aber auch, worüber wird geschwiegen, was wird ausgeblendet? Weiters wäre nach der Art der Diskurse zu fragen, dh. wie wird geredet und welche Bilder, Vorstellungen von/über den Nationalsozialismus werden solcherart an die nachfolgende Generation vermittelt? Schließlich wäre die familiäre Kommunikation in den erinnerungspolitischen Kontext in Österreich einzuordnen und zumindest anzudiskutieren, wie sich das Verhältnis von individuellen/familiären Diskursen einerseits und gesellschaftlichen/politischen Diskursen über den Nationalsozialismus andererseits gestaltet und wo die Schnittstellen, Übereinstimmungen und/oder Divergenzen anzusetzen sind?

Opfer- und Heldengeschichten

Das Reden über den Nationalsozialismus ist meist ein Reden über den Krieg. Die Narrative über den Krieg variieren je nach Erfahrung und weisen deshalb auch geschlechtsspezifische Differenzen auf. Während sich die Erinnerungen der Männer um den Krieg „als solchen“ fokussieren (Kampf, Gefahr, Rußlandfeldzug, Stalingrad, Kriegsgefangenschaft usw.) erinnern sich die Frauen in erster Linie an die Auswirkungen des Krieges an der

„Heimatfront“ (Bombardierungen, Zerstörung, Not, Angst vor „den Russen“ usw.). Die Schwerpunktsetzung auf das Narrativ „Krieg“ bedeutet jedenfalls eines: Der Nationalsozialismus wird vom Ende her erzählt und diese Erzählperspektive hat aus mehreren Gründen eine enorme Entlastungsfunktion. Damit können zum einen die Anfänge des Nationalsozialismus, die mögliche eigene Zustimmung und Begeisterung, die an den Nationalsozialismus geknüpften Hoffnungen und Erwartungen, das Zuschauen oder gar die eigene (Mit)Täterschaft ausgeklammert bleiben. Manchmal jedoch brechen sich auch diese „Gegenerinnerungen“ Bahn, etwa in Form von versteckten Hinweisen und affirmativen Aussagen über die angeblich positiven Seiten des Nationalsozialismus oder in der nur leicht verbrämten, nach wie vor anhaltenden Faszination für Hitler, die kongenial in der Figur des „Herrn Karl“ von Karl Qualtinger verkörpert wurde.

Zum anderen kann man sich durch die zeitliche Verlagerung der Erinnerung in die Endphase des Nationalsozialismus mit dem meist nahtlosen Übergang zur Besatzungszeit in vielerlei Hinsicht als „Opfer“ präsentieren – als Opfer Hitlers, des Krieges, schließlich der Besatzung (besonders der Russen) - und sich so letztendlich von jeder Verantwortung freisprechen. Diese Selbstviktimisierung, verknüpft mit nachträglichen Versionen von angeblicher „Unfreiwilligkeit“ und „automatischer Eingliederung“ (in die NSDAP, die Wehrmacht oder selbst in die SS) fand in der offiziellen Selbstdarstellung Österreichs als „Opfer“ des Nationalsozialismus seine Entsprechung. Der „Opferthese“ zufolge handelte es sich beim „Anschluß“ von 1938 um eine gewaltsame und erzwungene Eingliederung und der Nationalsozialismus wurde „nach außen“, d.h. auf „die Deutschen“ verlagert und somit externalisiert (Lepsius).¹ Der Zeithistoriker Gerhard Botz hat darauf hingewiesen, daß die „Opferthese“ keineswegs nur auf der staatlichen und völkerrechtlichen Ebene argumentativ eingesetzt wurde, sondern daß es „mindestens acht verschiedene Versionen“ der „Opferthese“ gab, sodaß sich letztendlich nahezu alle ÖsterreicherInnen als „Opfer“ fühlen konnten.²

Tatsächlich fanden die vorgegebenen Versionen bei den einzelnen ÖsterreicherInnen aufgrund ihres Entlastungscharakters großen Anklang und haben sich in den Narrativen über den Nationalsozialismus fortgesetzt, denn auch auf der individuellen, familiären Ebene kam es zur Externalisierung des Nationalsozialismus, zur Selbststilisierung als Opfer, zum Rückzug in die „strukturelle Verantwortungslosigkeit“ und zu einer - von Abwehrmechanismen geprägten - mangelnden Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.³ Gerade aufgrund der weitgehenden Übereinstimmung zwischen den individuellen, familiären und den allgemeinen vergangenheitspolitischen Diskursen in Österreich wurde die vermeintliche und vielfältige Opferidentität von den „Nachgeborenen“

¹ Vgl. dazu exemplarisch Botz, Gerhard: Lebenslüge - das stimulierende Prinzip. Eine Auseinandersetzung mit neuen Verfechtern der österreichischen „Opferthese“. In: Europäische Rundschau, 1996/1, 29-45; Wolfgang Kos/Georg Rigele (Hg.): Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Wien 1996.

² Vgl. Botz, Gerhard: Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. „Opferthese“, „Lebenslüge“ und „Geschichtstabus“ in der Zeitgeschichtsschreibung. In: Kos/Rigele, S. 57.

³ Kannonier-Finster, Waltraud/Ziegler, Meinrad: Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien-Köln-Weimar 1993.

nur selten hinterfragt. Vielmehr übernahmen sie die elterliche Selbstdarstellung (als Opfer oder allenfalls als „Mitläufer“), wobei vor allem Frauen/Mütter nach wie vor a priori als apolitische „Objekte“ und nicht als selbstverantwortliche politische „Subjekte“ der Geschichte wahrgenommen werden.

Die Erzählungen über den Nationalsozialismus/Krieg waren allerdings keineswegs nur „Opfer“-, sondern oft auch „Heldengeschichten“, besonders in den Kriegserzählungen ehemaliger Wehrmachtssoldaten. So erinnern sich viele „Nachgeborene“, daß ihre Väter – meist unter Alkoholeinfluß, der die Zungen der Männer zu lösen schien, durchaus von ihren Heldentaten an der Front erzählten, wo sie sich als aktiv Handelnde, als „Helden“ und nicht als Opfer präsentierten und somit verordnete Tabus durchbrachen. So berichtet eine Tochter, daß ihr Vaters damit geprahlt hat, „daß er an der russischen Front, während einer Feuerpause, einen unbewaffneten, jungen russischen Soldaten mit einem einzigen gezielten Schuß umgebracht hatte, als dieser zur Latrine ging.“⁴ Auch ein Salzburger Gastwirtssohn erinnert sich, in der Nachkriegszeit viele ähnliche Kriegserzählungen gehört zu haben: „Ich wuchs in einem Gasthaus auf und horchte zu, was sie erzählten: „Wenige schwiegen, viele ließen sich vollaufen und grölten, manche prahlten, sie hätten gekämpft und Feinde beseitigt; sie wollten als Helden gesehen werden.“⁵ Neben den vielzitierten „Stammtischen“ boten auch die unzähligen Kameradschaftsbünde österreichweit einen organisatorischen und sozialen Raum für diese Art der Kriegserzählungen.⁶ Diese „Heldengeschichten“ sind immer auch als „Überlebensgeschichten“ (im Sinne Elias Canettis) zu verstehen, worin sich die Genugtuung, der Triumph, überlebt zu haben und das daraus abgeleitete, meist jedoch unterdrückte Überlegenheitsgefühl mit der Trauer um die ehemaligen Kameraden vermischt.⁷

In den meisten Fällen waren die Kriegserzählungen der Männer jedoch eine Mischung von Helden- und Opfergeschichten in einem, wie am Beispiel der Vaterfigur im autobiographisch gefärbten Roman von Peter Henisch „Die kleine Figur meines Vaters“ exemplarisch dargestellt werden soll: Darin erzählt der Vater, Walter Henisch, ein Photograph und ehemaliger Kriegsberichterstatter, bereitwillig über sich, den Krieg und seine Rolle dabei. Seine Erzählungen sind im wesentlichen Abenteuer- und Überlebensgeschichten, in denen er sich als eine Art „Soldat Schwejk“ präsentiert, dh. als ein im Grunde apolitischer Mensch, der in absurdesten Situationen gerät und diese immer wieder als Art „unfreiwilliger Held“ meistert. Hier handelt es sich um eine typische Erzählhaltung ehemaliger Kriegsteilnehmer, die pikanterweise der offiziellen österreichischen Opfer-Version (Unfreiwilligkeit, „fremde Uniform“) erheblich widerspricht.

Der Nationalsozialismus wird bei Henisch ausschließlich durch den, ihm eigenen berufsbedingten „fotografischen Blick“ eingefangen: So gerät der Einmarsch 1938 zur

⁴ Zitiert nach Lichtblau, Albert: Mördervater – Vätermörder? In: Embacher, Helga/Lichtblau, Albert/Sandner, Günther (Hg.). Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtausstellung in Salzburg. Salzburg-Wien 1999 S. 144.

⁵ Zitiert nach Lichtblau, S. 155 f.

⁶ Embacher, Helga: „...daß die Ehre der Kameraden unangetastet bleiben müsse.“ Die „Wehrmachtausstellung“ und das Geschichtsbild des Kameradschaftsbundes, In: Embacher/Lichtblau/Sandner, S. 96-132.

⁷ Canetti, Elias: Masse und Macht. Frankfurt/Main 1980, S. 249 ff.

großartigen „Show“, der Krieg erscheint als unendliche Abfolge von Bildern, vom Rußlandfeldzug bis hin zu Massenschießungen und dem Warschauer Ghetto. Der Vater dazu: „Ich hab halt fotografiert, was man mir angeschafft hat, für mich war das Fotografieren immer die Hauptsache, und alles andere war sekundär.“⁸

Auch wenn die Geschichten meist nicht so ausschweifend gewesen sein mochten wie im Fall Henisch, so gehören Episoden aus dem Krieg zum fixen Standartrepertoire jeder familiären Kommunikation über den Nationalsozialismus. Von Bedeutung ist dabei nicht nur, was und wie erzählt wurde, sondern vor allem auch, was verschwiegen, ausgeblendet wurde. Gabriele Rosenthal faßt ihre Ergebnisse über die Kriegserzählungen der Wehrmachtsgeneration kurz und treffend zusammen: „Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen“.⁹ Damit weist sie darauf hin, daß die herkömmlichen Kriegserzählungen der Mitläufer und Täter gerade *nicht* zur Thematisierung des Nationalsozialismus, seiner Verbrechen und der eigenen Verstrickung dienen, sondern im Gegenteil eher dazu, sie mit ihren Erzählungen zu verdecken. Es gibt viele für die Kriegsgeneration typische Vermeidungs- und „Reparaturstrategien“ (Rosenthal), wovon die der „Ausblendung“ die signifikanteste ist. So erzählt Henischs Vater sogar konkret von Verbrechen, deren Augenzeuge er war, doch diese Verbrechen begehen immer die anderen (SS, Feldgendarmarie, Wehrmacht...), *er* fotografiert "nur". Aber *was* er fotografiert (Verbrechen) und zu *welchem Zweck* (Propaganda) - diese Fragen „blendet“ er im wahrsten Sinne des Wortes aus. Eine andere „Reparaturstrategie“ wären die bei Wehrmachtssoldaten häufig anzutreffenden „Deckerzählungen“. Es kann sich dabei um Anekdoten über die Kameradschaft, über lebensbedrohende Situationen, Rettung in letzter Minute und nicht zuletzt – zeitlich verlagert – um Leidensgeschichten aus der eigenen (russischen) Kriegsgefangenschaft handeln, die die nationalsozialistischen Verbrechen und die mögliche Mittäterschaft überlagern, verdecken sollen.

An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, daß das elterliche Schweigen über Verbrechen nicht immer mutwillig und zum Zweck des Verdeckens eigener Mitschuld erfolgt sein mußte, sondern oft auch andere Gründe dafür ausschlaggebend gewesen sein mochten. Da wäre zum einen die Unfähigkeit zur Kommunikation, die Sprachlosigkeit im engeren Sinn, zu nennen. Die Teilnahme an einem Krieg bedeutet zweifellos eine Extremsituation und eine traumatische Erfahrung, für die viele der in die Normalität des Alltags zurückgekehrten Männer oft keine Sprache finden konnten; dies umso mehr, als sie als Verlierer zurückkamen, wo das frühere Werte- und Legitimationssystem keine Gültigkeit mehr hatte und sie sich an einem neuen, ihrer Erfahrung und ihrem Empfinden nicht immer angemessenen Sprachgebrauch anpassen sollten. Zum anderen kann das Schweigen aber auch – so ein

⁸ Henisch, Peter: Die kleine Figur meines Vaters. Salzburg-Wien 1993, S. 55.

⁹ Rosenthal, Gabriele: Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen. In: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.). Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hamburg 1995, S. 651-664; dies.: Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Giessen 1997.

Denkanstoß des Historikers Albert Lichtblau¹⁰ - zum Schutz, zur Schonung der Kinder erfolgt sein, denn: „Wer hat schon den Mut, seinen kleinen Kindern realistisch vom Krieg zu erzählen?“ und: Wie kann man (kann man überhaupt?) kleinen Kindern Krieg und Massenmord oder gar die eigene Rolle dabei erklären?

Wie bereits deutlich wurde, handelt es sich beim Reden über den Nationalsozialismus in den meisten Fällen um Rechtfertigungs- und Entlastungsdiskurse. Selbst retrospektive Distanzierungen vom Nationalsozialismus zielen häufig auf Entlastung ab. Dies geschieht etwa durch eine Dämonisierung des Nationalsozialismus und seiner Täter, die als Barbarei, verbrecherische Clique, Bestien in Menschengestalt u.ä. etikettiert werden. Derartige auf Dämonisierung abzielenden Begrifflichkeiten, die in der Nachkriegszeit unter dem Eindruck des ersten Schocks über das schier unglaubliche Ausmaß der Verbrechen geprägt wurden, drücken eine gewisse kognitive und emotionale Unbeholfenheit aus, die auch in der aktuellen „Betroffenheits“-Rhetorik offizieller Gedenkveranstaltungen ihre Fortsetzung findet. Gleichzeitig werden Hitler und einzelne NS-Verbrecher, die SS oder - in Österreich besonders wirksam - „die Deutschen“ als Alleinschuldige ausgemacht und somit die Verantwortung von sich geschoben, externalisiert. Auch ehemalige NS-Anhänger bedienen sich gern dieser Argumentationsmuster, wie z.B. im Fall des Protagonisten in Brigitte Schwaigers Erzählung „Lange Abwesenheit“, der Hitler wiederholt voll Abscheu als „Verbrecher“ titulierte. Die Autorin kommentiert diesen väterlichen Abgrenzungsversuch voller Skepsis: „Wie er das Wort aussprach, so voller Anklage und Wut, wie er es wiederholte: dieser Verbrecher! Dieser Verbrecher! So oft sagte er es, daß ich den Verdacht hatte, es müsse etwas ganz Besonderes geben, was mein Vater diesem Hitler vorzuwerfen hatte, etwas Entsetzliches, das auch Vater betraf, nämlich, daß Hitler es fertiggebracht hatte, ihn, den gutgläubigen Studenten, in etwas verstrickt zu haben, wovon er erst zu spät erfuhr.“¹¹

Schwaiger thematisiert hier einen zentralen Aspekt des Umgangs der „Kriegsgeneration“ mit ihrer ehemaligen Begeisterung für Hitler und den Nationalsozialismus, der von Alexander und Margarethe Mitscherlich in „Die Unfähigkeit zu trauern“ herausgearbeitet wurde: Da sich die ehemaligen (Mit)TäterInnen ihre Anfälligkeit oft selbst nicht erklären (vielleicht auch nicht verzeihen) können, schieben sie die Verantwortung dafür auf die Verkörperung ihres „kollektiven Ich-Ideals“ Hitler ab, den es nun vehement zu verurteilen, abzutöten gilt.¹² Der Idealisierung folgt die Dämonisierung, was nicht nur eine Entlastung für das eigene Versagen bedeutet, sondern man wird damit auch den Anforderungen des offiziellen Diskurses über die NS-Vergangenheit gerecht, als dessen kleinster gemeinsamer Nenner die Verurteilung Hitlers und der Judenvernichtung gilt. Nur zu oft erkennen die „Nachgeborenen“ die Nachträglichkeit der wortreichen Dämonisierungen durch ihre Eltern nicht, sondern sie deuten diese nur zu

¹⁰ Vgl. Lichtblau, S. 148. Lichtblau stellt sich diese Frage angesichts eines seinem Vater belastenden Photos von einem Massengrab (über das dieser nie gesprochen hatte) und das er nun selbst seinen eigenen kleinen Kindern vorenthalten will, um diese zu „schonen“.

¹¹ Schwaiger, Brigitte: Lange Abwesenheit. Wien-Hamburg 1980, S. 33.

¹² Vgl. Mitscherlich, Alexander und Margarethe: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München-Zürich 1998, S. 13 ff.

gerne als Ausdruck von immer schon da gewesener antifaschistischer Einstellung und Immunität ihrer Eltern gegenüber der NS-Ideologie.

Solche Dämonisierungen sind auch deshalb problematisch, weil damit ein falsches oder zumindest einseitiges Bild vom Nationalsozialismus in den Köpfen der Nachkommen entsteht. Der Nationalsozialismus wird solcherart als etwas außer jeder „Normalität“ stehendes, geradezu unbegreifliches Phänomen, als das „Böse“ schlechthin, präsentiert und stark auf den Antisemitismus und dessen mörderischen Endpunkt, die Judenvernichtung reduziert, wohingegen die unspektakulärere „Alltäglichkeit“ des Nationalsozialismus vernachlässigt wird. Die Konzentration auf einzelne NS-Verbrecher und (nach Möglichkeit räumlich weit entfernt liegende) Orte der Verbrechen – symbolisiert im „Schreckensort“ Auschwitz – wirkt entlastend, denn: Angesichts der Größe und Ungeheuerlichkeit der Verbrechen verblasst die eigene Rolle und Mitbeteiligung am Nationalsozialismus und man kann sich als kleines unbedeutendes „Rädchen in der NS-Maschinerie“ und als Opfer der Verführungskraft der NS-Propaganda präsentieren. Die oftmalige „Lehre“ der Elterngeneration daraus ist ein Rückzug in die politische Enthaltensamkeit, wogegen die heranwachsenden Jugendlichen manchmal durch politisches Engagement und „gelebten Antifaschismus“ zu rebellieren versuchen.

Vom Schweigen und seinen Folgen: Tabus

Es ist der Feststellung von Dan Bar-On zuzustimmen, daß „unerzählte Geschichten oft mit größerer Macht von Generation zu Generation weitergegeben (werden) als Geschichten, die erzählbar sind“.¹³ Die Folge des Schweigens, der Auslassungen und Leerstellen in den Erzählungen ist meist die Herausbildung von Tabus. Das Thema „Juden“ zählte zweifellos zu einem der zentralen Tabuthemen der Nachkriegszeit, dessen Wurzeln im Umgang der „Tätergesellschaft“ nach 1945 mit dem von ihr zu verantwortenden Antisemitismus und der Shoah zu orten sind.

Offener Antisemitismus existierte vor allem im Milieu der „Ehemaligen“ und in der unmittelbaren Nachkriegszeit, denn das unter dem Eindruck der Shoah „verordnete“ Antisemitismus-Verbot zeigte nicht sofort Wirkung und mußte erst „erlernt“ werden. So können sich manche der in der unmittelbaren Nachkriegszeit sozialisierten Nachkommen durchaus an antisemitische Äußerungen, an abfällige Bemerkungen über „die Juden“, an die These von der jüdischen Kriegsschuld und an geschmacklose Judenwitze erinnern. Häufiger als der offene Antisemitismus war jedoch die Tabuisierung dieses Themas, die durch eine Mischung von nach wie vor existentem, wenn auch meist latentem Antisemitismus einerseits und unterdrücktem schlechten Gewissen und Schuldgefühlen andererseits entstand. Vielfach wurde allein das Wort „Jude“ zu einem jener Tabuwörter, an denen die Nachkriegskinder

¹³ Bar-On, Dan: Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern. Reinbek bei Hamburg 1996, S. 21.

nicht rühren sollten.¹⁴ Tatsächlich können sich viele „Nachgeborene“ nicht daran erinnern, in der Familie oder in der Schule jemals von Juden oder der Judenvernichtung gehört zu haben. In den meisten Familien wurde das Thema gemieden und auch im Schulunterricht der ersten Jahrzehnte der Zweiten Republik endete der Geschichtslehrstoff meist mit dem Ersten Weltkrieg oder der Zwischenkriegszeit.

Diese weitverbreiteten Vermeidungstendenzen erhöhten den Reizwert der Thematik umso mehr und führten dazu, daß sich die Heranwachsenden ihr Wissen über die Shoah oft heimlich – im wahrsten Sinne des Wortes unter der Schulbank - angeeignet haben. So erinnert sich beispielsweise Barbara Taufar, wie in ihrer Klasse während des Unterrichts Zeitungsfotos über Konzentrationslager mit ausgemergelten KZ-Häftlingen angesehen und weitergereicht wurden, die bei ihr und ihren Mitschülerinnen ein verlegenes Kichern ausgelöst haben.¹⁵ Eine solche Konfrontation mit dem Thema „KZ“ und „Juden“ in Kombination mit dem unausgesprochenen elterlichen und gesellschaftlichen Rede-Verbot löste bei den Heranwachsenden, die das Monströse offensichtlich nicht richtig zu erfassen vermochten, oft ein diffuses Peinlichkeitsgefühl aus. Demnach war ein KZ etwas „Verbotenes“, „Unanständiges“ und „Unmoralisches“, was schließlich zu einer Tabuisierung führte, die jener der Sexualität nicht unähnlich war.¹⁶

Die Wirksamkeit dieser Tabus zeigt sich oft in einer lebenslangen, nie reflektierten Befangenheit, einer Art Angst-Faszinationsverhältnis gegenüber Juden, dem die „Nachgeborenen“ in unterschiedlicher Weise zu entkommen versuchen. Meist wird die Tabuisierung fortgesetzt, indem Äußerungen und Kontakte über/zu Juden vermieden werden und man somit erst gar nicht unter Antisemitismusverdacht geraten kann. Trotzdem kommt es oft zu einer unbewußten Übernahme elterlicher antisemitischer Vorurteile, die in Projektionen und diffusen Vorstellungen von „den Juden“ fortleben.¹⁷ Besonders hartnäckig sind die Imaginationen von „den Juden“ als reich, geldgierig, fordernd, rachsüchtig, unruhestiftend usw., die teilweise bis heute (z.B. in den Abwehrreaktionen aktueller „Wiedergutmachungs“-Diskussionen) wirksam sind. Selbst jene, die sich an keine - weder negative noch positive - Äußerungen ihrer Eltern über Juden erinnern können, befürchten, den Antisemitismus ihrer Eltern und der österreichischen Nachkriegsgesellschaft übernommen zu haben. Einige Nachkommen machen sich oft Jahrzehnte später auf die Suche nach dem Antisemitismus als „negatives Erbe“ und setzen sich intensiv mit den Tätern und ihrer eigenen potentiellen Täterschaft auseinander.¹⁸ Andere wiederum wenden sich den jüdischen Opfern zu, etwa in Form einer besonders intensiven Beschäftigung mit jüdischer Kultur und Israel oder durch das Konvertieren zum Judentum. Manche (zugespitzte) Ausprägungen eines Philosemitismus als Gegenkonzept zum Antisemitismus erscheinen mir allerdings problematisch, denn oft dienen

¹⁴ Vgl. Ästhetik und Kommunikation: Deutsche, Linke, Juden. Heft 5, Juni 1983.

¹⁵ Taufar, Barbara: Die Rose von Jericho. Wien 1994, S. 48.

¹⁶ Ästhetik und Kommunikation: Deutsche, Linke, Juden. Heft 5, Juni 1983.

¹⁷ Schwaiger, S. 44 ff.

¹⁸ Day, Ingeborg: Geisterwalzer. München 1986, S. 169 ff; Strobl, Ingrid: Anna und das Anderle. Eine Recherche. Frankfurt/Main 1995.

derartige Überidentifikationen mit den jüdischen Opfern lediglich der Verlagerung und Bewältigung eigener Identitätsprobleme. Es kann zudem ein Versuch sein, schlicht „die Fronten zu wechseln“ (von der Täter- auf die Opferseite) und sich solcherart aus dem eigenen gesellschaftlichen und familiären Schuldzusammenhang zu lösen.¹⁹

Der Begriff der „Kommunikation“ verweist auf sämtliche Facetten des Kommunizierens und schließt auch nonverbale Tradierungen von Erinnerung mit ein. Es geht dabei um die Art, das Verhalten, das „Sein“ der „Kriegsgeneration“, das gleichsam aus und für sich selbst zu sprechen scheint und weitgehend dem Typus des von Wilhelm Reich porträtierten „autoritären Charakters“ entsprach. Michael Schneider hat auf dieser Basis eine Charakterisierung „typischer“ Nachkriegsfamilien, vor allem der Nachkriegsväter in der BRD vorgelegt²⁰, die von vielen „Kindern der Täter“ bestätigt wird und auch auf Österreich übertragbar ist. Demnach zeichneten sich viele Väter durch autoritäre Züge wie Härte, Strenge, Gefühlskälte aus, denen Disziplin und absolute Prinzipientreue als höchste Werte galten und die gleichzeitig keineswegs frei waren von Wehleidigkeit und Selbstmitleid. Nur selten und meist erst spät gelang es den „Kindern der Täter“ diese durchaus verallgemeinerbaren Charakterzüge und das oft unverständliche Verhalten der Eltern kognitiv zu erfassen, zu benennen und erklärbar zu machen. Den offensichtlichen Zusammenhang der Prägung durch den Nationalsozialismus/Krieg und dem autoritären Erziehungsstil der Nachkriegsväter spricht etwa die Protagonistin in der Erzählung von Brigitte Schwaiger an, wenn sie angesichts der herrischen, lieblosen und ordnungsfanatichen Art der Vaterfigur sarkastisch feststellt: „Wenn du deine Hauptmannsuniform aus dem Krieg daheim getragen hättest von Anfang an, dann wäre vielleicht vieles deutlicher gewesen.“²¹

In vielen Fällen sehen sich die Nachkriegskinder nicht nur als Opfer ihrer autoritären Eltern, sondern - im verlängerten Sinne - auch als späte Opfer des Nationalsozialismus, der auch in den Familien seine Spuren hinterlassen hat. Diesen Zusammenhang thematisiert z.B. ein Sohn eines ehemaligen Wehrmachtssoldaten, der seinen Vater folgendermaßen beschreibt: „Er war fürchterlich akribisch genau: Die Schuhe haben so stehen müssen, das Handtuch so hängen müssen. Das war eben diese Art der Prägung, die er erlitten hat. Und das hat sich in der Familie fürchterlich ausgewirkt. Er war immer der Herrscher in der Familie – wollt‘ er sein. Und das war die Hölle dann (...). Also ich hab sehr wohl sehr großes Leid erlitten in meiner ganzen Jugend durch diesen mörderischen Krieg.“²²

¹⁹ Zur problematischen Formen des Philosemitismus vgl. Embacher, Helga/Reiter, Margit: Gratwanderungen. Die Beziehungen zwischen Österreich und Israel im Schatten der Vergangenheit. Wien 1998. Ein krasses Beispiel „stellvertretender Schuldübernahme“/Überidentifikation findet sich in der zitierten Autobiographie von Taufar; kritisch dazu: unveröffentlichter Projektbericht Reiter, Margit: Die „Kinder der Täter“. Eine Generation zwischen kollektivem und kulturellem Gedächtnis. IFK Wien 1999, S. 17.

²⁰ Schneider, Michael: Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke. Aspekte des Kulturzerfalls in den siebziger Jahren. Darmstadt-Neuwied 1981.

²¹ Schwaiger, S. 24.

²² Zit. nach Lichtblau, S. 142. Interessant ist, daß der Sohn beruflich in die „Fußstapfen“ des Vaters getreten ist und eine Karriere im Österreichischen Bundesheer gemacht hat.

Wiewohl die gesellschaftlichen und familiären Prägungen und Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die nachfolgenden Generationen unbestritten sind, bestand bei den „Nachgeborenen“ oft die Tendenz, sämtliche autoritären Züge der Eltern auf den Nationalsozialismus zu schieben bzw. sie damit zu erklären. Dem sei entgegengehalten, daß autoritäre Prägungen und Strukturen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gesellschaftlich weit verbreitet waren und keineswegs ein nationalsozialistisches Monopol darstellten; nicht zuletzt aus diesem Grund kann der „1968“ von der antiautoritären Jugendbewegung oft verallgemeinernd vorgebrachte Verdacht, demzufolge alle (autoritären) Väter (potentielle) NS-Täter wären, in dieser Pauschalität nicht aufrechterhalten werden.

Der „Pakt des Schweigens“

Ich habe eingangs auf den interaktiven und intergenerationellen Charakter der Kommunikation über den Nationalsozialismus hingewiesen; dieser komplizierte Kommunikationsprozeß firmiert in der Fachliteratur als „Pakt des Schweigens“²³, an dessen Funktionieren und Aufrechterhaltung auch die NS-Nachfolgegeneration(en) entscheidenden Anteil haben. Bei den „Tischgesprächen“ handelt es sich um eine eindimensionale Kommunikation, d.h. es gibt keinen Dialog im Sinne eines kommunikativen Austausches. Vielmehr ist davon auszugehen, daß die Eltern sprechen und die Kinder zuhören (oder auch nicht) und in ihrer kindlichen Bewunderung und ihrem Bedürfnis nach Identifikation dem Verführungszwang der elterlichen Geschichten häufig erliegen. Das führt zu einem affirmativen, auf Verständnis und Verteidigung abzielenden Umgang mit der NS-Involvierung der Eltern, der oft gar nicht oder erst viel später kritisch hinterfragt wird.

Zuweilen hör(t)en die „Nachgeborenen“ aber auch nicht zu, was auf mehrere Ursachen zurückzuführen ist. Zum einen haben Erzählungen über die Zeit des Nationalsozialismus oft einen „belehrenden“ Charakter mit einem pädagogischen Ziel (Einforderung von Ordnung, Anstand, Genügsamkeit usw.), weshalb es schon allein deshalb zu einer Verweigerungshaltung bei vielen Kindern kommt. Zum anderen berichten viele Kinder, vor allem Töchter, von ihrem Nicht-mehr-hören-Können der (väterlichen) Heldengeschichten und der (mütterlichen) Opfer- und Leidengeschichten. Und nicht zuletzt erklärt sich die Abwehr der Nachkommen auch aus dem Umstand, daß die Erzählungen der Eltern oft tabuisierte Bereiche berühren, wie etwa die vermeintlich positiven Seiten des NS-Regimes und den „Erlebnischarakter“ des Nationalsozialismus (HJ, BDM, Krieg), wovon die Nachkommen ebenfalls nichts wissen wollen.

Ob nun zugehört wird oder nicht, wie und was nun erzählt wird oder nicht, eines scheint ein wesentlicher Grundzug der innerfamiliären Kommunikation über die NS-Vergangenheit zu sein: die Scheu zu Fragen und Hinterfragen von seiten der Nachkommen. Dieses Nichtfragen

²³ Schneider, Christian: Schuld als Generationenproblem. In: Mittelweg 36, Nr. 4, August/September 1998, S. 28-40.

wird Gabriele Rosenthal zufolge insofern erleichtert, als daß heikle Bestandteile in den Geschichten von den Eltern meist so geschickt übergangen werden, daß sie nur bei entsprechend emotionaler Bereitschaft und historischer Kenntnis der ZuhörerInnen bemerkbar sind. Aber selbst dann, wenn die Andeutungen und Hinweise auf eine Involvierung in nationalsozialistische Verbrechen deutlich sind, besteht kaum die Gefahr einer Aufdeckung, da diese Hinweise von den Kindern aufgrund eigener Ängste häufig überhört und abgewehrt werden.²⁴ Dieser Mechanismus des Nicht-Wissen-Wollens funktioniert nicht nur aus einem Schutzbedürfnis gegenüber den eigenen Eltern heraus, sondern entspringt auch einem massiven Wunsch nach Selbstschutz, um sich selbst die totale Demontage der elterlichen Identifikationsobjekte zu ersparen. Das hat schließlich dazu geführt, daß der intergenerationelle „Pakt des Schweigens“ oft überaus lange aufrechterhalten werden konnte. In diesem Zusammenhang wäre der vielfach vorgebrachte Vorwurf an die Eltern, „Warum habt ihr nicht geredet?“ (fragend) weiterzugeben an die „Nachgeborenen“: Warum habt ihr nicht gefragt?“.

Ein weiteres Charakteristikum der „Tischgespräche“ ist deren fragmentarischer Charakter, d.h. die Geschichten sind meist nicht ausführliche und in sich abgeschlossene Narrative, sondern oft Bruchstücke, hingeworfene Bemerkungen, kleine, aus dem Zusammenhang gerissene Anekdoten. Es handelt sich um ein Puzzle, das zusammengefügt werden muß, wobei sich unweigerlich die Frage stellt, was von den Bruchstücken aufgegriffen wird und was nicht und in welche Gesamterzählung diese schließlich eingefügt werden?

Aufgrund des fragmentarischen Charakters der elterlichen Erzählungen sind die Kinder oft auf Mutmaßungen über die konkreten Taten ihrer Eltern angewiesen, die sich aufgrund mangelnder konkreter Fakten häufig zu diversen Phantasien, die sowohl Belastungs- als auch Entlastungsphantasien sein können, entwickeln.²⁵ Nur in wenigen Fällen werden konkrete Versuche unternommen, dem Leben der Eltern nachzuspüren, dieses zu rekonstruieren und sich somit Gewißheit über die tatsächliche Verantwortung der Eltern zu verschaffen.²⁶ Anstattdessen quälen sich manche nachgeborenen „Kinder der Täter“ mit den Fragen nach einer möglichen „Schuld“ des Vaters und es kommt in der Folge davon zu „stellvertretenden Schuldübernahmen“, die oft groteske Züge annehmen können.

Weitaus häufiger als die selbstquälerischen Belastungsphantasien sind jedoch die auf Entlastung abzielenden, beinahe in jeder Familie kursierenden „Widerstands“-Legenden (meist Anekdoten über angebliche Resistenz- und Widerstandshandlungen). Diese privaten Familienlegenden, die meist mit „Halbwahrheiten“ und „Verlagerungen“ operieren und teilweise selbst geglaubt werden, werden auch von den Nachkommen übernommen und

²⁴ Rosenthal, Der Holocaust im Leben von drei Generationen, S. 346.

²⁵ Rosenthal, Der Holocaust im Leben von drei Generationen, S. 23.

²⁶ Während für Deutschland viele Beispiele solcher „Spurensuchen“ vorliegen, gibt es in Österreich nur erste Ansätze - Ein interessantes Beispiele dafür sind z.B. die Nachforschungen von Horst Christoph in: Profil, 7.3.1988 und 15.1.1996. Auch die bereits zitierte Ingeborg Day, Tochter eines SS-Mannes und NS-Polizisten, unternahm nach dem Tod ihrer Eltern akribische Recherchen, um der NS-Involvierung ihrer Eltern auf die Spur zu kommen.

ungerne hinterfragt. Das Funktionieren einer derartigen Tradierung von Familienlegenden soll am folgenden Beispiel veranschaulicht werden: Eine der Enkelgeneration angehörende Gesprächspartnerin hörte mit Erstaunen von ihrer Tante, daß ihr Großvater in seinem Haus heimlich „Juden“ versteckt hätte. Diese „Juden“ waren aus der Stadt gekommen und in der Erinnerung der Tante „irgendwie anders“ gewesen. Die Enkelin, die immer vage angenommen hatte, daß der Großvater ein Nazi war, ist über diese Entdeckung hocherfreut, aber auch erstaunt, daß ihr Vater, ein Sozialdemokrat, nie von der „Heldentat“ des Großvaters erzählt hatte. Erst später kann der noch einmal befragte Vater das „Mißverständnis“ aufklären: Im Hause seines Vaters wurden nicht Juden, sondern untergetauchte ehemalige Nationalsozialisten (nach 1945) versteckt!

Dieses Beispiel zeigt, wie Überlagerungen von Erinnerung funktionieren und Geschichte/n zum eigenen Nutzen uminterpretiert werden können: Das eigentlich „Verbotene“ (Verstecken von Nazis nach 1945) wird durch etwas nunmehr „Erlaubtes“, ja positiv Bewertetes (Verstecken von Juden) überlagert, der Großvater somit vom Nationalsozialisten zum Widerstandshelden uminterpretiert. Die Charakterisierung der versteckten Personen als „andersartig“ kann sowohl ein Produkt der Wahrnehmung der geheimnisumwitterten Situation durch die damals noch junge, nicht alles verstehende Tante sein, sie kann aber auch ein nachträglicher Rückgriff auf herkömmliche Klischees sein und zur Untermauerung der angeblichen jüdischen Identität der versteckten Personen dienen. Außerdem zeigt dieses Beispiel wie unterschiedlich die Wahrnehmung und die nachträgliche Interpretation ein und derselben Situation bei einem Geschwisterpaar sein konnte: während die Tante die entlastende Version weitergibt, greift ihr Bruder nicht zu dieser Entlastungsstrategie.²⁷ Aufgrund eigener Erfahrung und vieler Gespräche mit Angehörigen der nachfolgenden Generationen glaube ich sagen zu können, daß es in beinahe jeder Familien ähnliche Legenden gibt, die auf ihre Widersprüchlichkeiten hin zu überprüfen zweifellos sehr ergiebig wäre.

Eine weitere Legende ist jene von der „sauberen Wehrmacht“, die nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch in den Familien nachhaltig wirksam war. Wie kaum sonst vermengen sich hierbei familiäre mit gesellschaftlichen Narrativen; so gehören die alljährlichen Soldatenehrungen bei den Kriegsdenkmälern zum fixen Bestandteil offizieller Gedenkkultur und der Topos vom „Zwang“ und der „fremden Uniform“ fehlt bis heute in kaum einer offiziellen Gedenkrede.²⁸ In den Familien setzen sich Narrative über die Unfreiwilligkeit des Kriegsdienstes (bei gleichzeitiger Betonung der „Pflichterfüllung“) in den Erzählungen über die Schrecken des Krieges und den Gefallenen aus der Familie fort. Die dabei transportierte Botschaft an die nächste Generation ist klar: Der Vater, Großvater, Onkel usw. war kein Täter, sondern Opfer des Krieges. Diese Perspektive zeigt sich in der oftmaligen Erleichterung, daß der Vater „nur“ bei der Wehrmacht war, wobei selbst die

²⁷ Gravenhorst, Leike: Moral und Geschlecht. Die Aneignung der NS-Herrschaft. Freiburg 1998.

²⁸ Reiter, Margit: Konstruktion(en) der Vergangenheit. Am Beispiel der Reden von Bundespräsident Klestil und FPÖ-Obmann Haider zum 50. Geburtstag der Republik Österreich. In: Zeitgeschichte, Heft 11/12, November/Dezember 1997, S. 388-403.

Beteiligung an der sogenannten „Partisanenbekämpfung“ erstaunlich wenig Beunruhigung auszulösen vermochte.²⁹ Erst in den letzten Jahren wurde die Legende der sauberen Wehrmacht durch die Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht“ nachhaltig erschüttert. Gleichzeitig hat sich bei den damit einhergehenden Diskussionen aber auch die Wirksamkeit dieser Legende bestätigt, wenn es zu generationsübergreifenden Schulterschlüssen kam und die „Nachgeborenen“ sich oft als vehemente Verteidiger der pauschalisierten „Kriegsgeneration“ hervortaten und zur „Ehrenrettung“ ihrer „Väter“ antraten.³⁰

Neben den Eltern und der Familie als primäre Gedächtnisträger sind auch sekundäre Gedächtnisträger wie Schule, Universität, Medien, öffentliche Diskurse usw. bei Tradierung von Erinnerung wichtig, die einander ergänzen und bestätigen, teilweise aber auch widersprechen können.³¹ Daß die nachfolgenden Generationen die elterlichen Versionen so lange mitgetragen haben, liegt nicht zuletzt an der für Österreich typischen großen Übereinstimmung kollektiver und individueller Narrative an den Nationalsozialismus. Meist bedarf es eines Anstosses von „außen“, damit es zu einer kritischen Überprüfung und Hinterfragung des bisher vermittelten Geschichtsbildes kommt, sei es durch die Rezeption/Lektüre von antifaschistischen Spielfilmen, Büchern und Dokumentationen, durch Begegnungen mit Opfern oder Aufenthalte im Ausland; dabei werden die Nachkommen mit einer der österreichischen diametral entgegengesetzten Gedächtniskultur konfrontiert, was oft eine massive Irritation und Verstörung hervorrufen kann.

Tatsächlich geht es, wenn die „Kinder der Täter“ nachzufragen und sich mit der NS-Involvierung ihrer Eltern in verschiedener Weise auseinanderzusetzen beginnen, meist nicht ohne innerfamiliäre Diskussionen ab, die nach einem typischen Grundmuster abzulaufen scheinen: Dem langen Nicht-Fragen und Nicht-Wissen folgt die Aufkündigung des „Paktes des Schweigens“ von seiten der Kinder, es kommt zu Konfrontationen, die in den für die „68er“ Generation typischen Mechanismen von selbstgerechter Anklage und stereotypen Vorwürfen einerseits (nach dem Motto: „Ihr seid alle Nazis“) und massiver Abwehr andererseits („Was wißt ihr Jungen schon?“) erfolgen – ein weiterführender Dialog wird somit von vornherein verunmöglicht. Vielmehr entsteht in manchen Familien die Atmosphäre eines „Tribunals“, wo die heranwachsenden Jugendlichen als Ankläger auftreten und meist an der „aggressiven Aussageverweigerung“ der Eltern scheitern.³²

In den 60er Jahren haben derartige innerfamiliäre Konfrontationen vor allem in der BRD oft zu einer Politisierung der zweiten Generation (den „68ern“) geführt, die dem elterlichen Modell (des „Ewiggestrigen“ oder der politischen Enthaltensamkeit) politische Gegenentwürfe (politisches Engagement, praktizierter Antifaschismus, Solidarität mit den Opfern)

²⁹ Vgl. Taufar, Die Rose von Jericho.

³⁰ Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944 in Interview und Gespräch. Hamburg 1998.

³¹ Domansky, Elisabeth/Welzer, Harald (Hg.): Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Tübingen 1999.

³² Schneider, Christian/Stillke, Cordelia/Leineweber, Bernd: Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus. Hamburg 1996.

entgegenstellten. In Österreich spielte die NS-Vergangenheit „1968“ allerdings keine große Rolle, das politische Engagement wurde meist nicht explizit aus der NS-Vergangenheit oder gar aus der eigenen Familiengeschichte abgeleitet. Das lag u.a. daran, daß die direkte Auseinandersetzung von nachgeborenen „Kinder“ mit ihren „NS-Eltern“ in Österreich relativ selten war; sie blieb (anders als in der BRD) allenfalls eine individuelle, aber keine gesellschaftliche. Man könnte sagen: In *dieser* Hinsicht hat „1968“ in Österreich mit großer Verspätung, nämlich erst ab Mitte der 80er Jahre im Rahmen der „Waldheim-Affäre“ und den darauffolgenden erinnerungspolitischen Debatten stattgefunden. Erst ab da wurde(n) die österreichische(n) „Opferthese(n)“ und die diversen Geschichtslegenden, die lange auch von den „Nachgeborenen“ unreflektiert mitgetragen worden waren, im größeren Ausmaß kritisch hinterfragt. Obwohl sich viele bereits vorher mit dem Nationalsozialismus beschäftigt hatten, wurde das Ausmaß der Beteiligung der ÖsterreicherInnen an den NS-Verbrechen lange Zeit nicht realisiert und vor allem nicht auf die eigenen Väter/Mütter bezogen. Die individuelle und kollektive „Externalisierung“ des Nationalsozialismus war also auch im Gedächtnis der nachfolgenden Generationen nachhaltig wirksam, was als Produkt und Konsequenz des perfekten Zusammenspiels von innerfamiliären Narrativen und der offiziellen „Politik mit der NS-Vergangenheit“ zu werten ist.